

Andrea Schütze

Gefördert
durch ein Stipendium
des Ministeriums
für Wissenschaft,
Forschung und Kunst
Baden-Württemberg

GILLA GAUKLERKIND

EDITION   SCHÜTZE

*Für Lilly.
Ich werde nie vergessen,
wie du es im Baumhaus gelesen hast -
immer gleich nach der Schule,
sobald ein neues Kapitel fertig war ...*

Inhaltsverzeichnis

Vor ungefähr dreihundert Jahren ...

Kapitel 1 Der geheime Weiher

Kapitel 2 Herzlich willkommen im Reich der Gaukler

Kapitel 3 Ein Raunen geht durch die Menge

Kapitel 4 Wo ist der verflixte Vogel?

Kapitel 5 Manchmal muss es einfach raus

Kapitel 6 Aufbruch und Entscheidung

Kapitel 7 Dix, der Dieb, stiehlt sich davon

Kapitel 8 Madame LaBouff sagt: „Humpf“

Kapitel 9 Sturmvogel gähnt

Kapitel 10 Mädchen sind prima

Kapitel 11 Ein Festmahl mit Echo

Kapitel 12 Ts!

Kapitel 13 Von Wiesenwisperchen, Dunkelgrummeln und Wurzelwerfern

Kapitel 14 Anna reitet zur Rettung

Kapitel 15 Falsche Frage, ganz falsche Frage!

Kapitel 16 Reichenacher Armen,- Waisen,- und
Findelhaus

Kapitel 17 Anna auf heißer Spur

Kapitel 18 Lieber ein Ende mit Schrecken ...

Kapitel 19 Anna sammelt Beweise

Kapitel 20 Darf ich vor-stellen ...

Kapitel 21 Gesund und munter

Kapitel 22 Der Klang meines Namens

Wie es weiterging: Es war kein Ende. Es war ein Anfang!

Vor ungefähr dreihundert Jahren ...

In einer tiefdunklen, sternenlosen Nacht tobt ein Sturm.

Es ist einer jener Stürme, die uns frösteln lassen.

Regen peitscht in Böen gegen die Mauern eines Schlosses. Blätter und Zweige wirbeln umher. Zornig fegt der Wind durch die Kronen der mächtigen Bäume im Park. Die Äste heben und senken sich ächzend im Brausen und Toben des Unwetters. Plötzlich entlädt sich ein gewaltiger Blitz und zerschneidet zischend die Finsternis.

Für den Bruchteil einer Sekunde ist es taghell. Das Kopfsteinpflaster des Hofes glänzt vor Nässe. Ist diese schwarze Gestalt, die dort am Tor kauert, ein Mensch oder nur ein Schatten?

Etwas entfernt sitzt eine Krähe und starrt regungslos in seine Richtung.

Beobachtet, wartet ab.

Schwarz und ölig glänzt ihr Gefieder im spärlichen Mondlicht. Unmittelbar nach dem Blitz grollt der Donner heran. Sein ohrenbetäubender Knall lässt die Fensterscheiben vibrieren.

Da nickt die Krähe ein paar Mal mit dem Kopf, als hätte sie einen Entschluss gefasst.

Dann fliegt der Vogel auf und verschwindet in der stürmischen Schwärze.



Kapitel 1

Der geheime Weiher



Ich stand bis zur Brust im Wasser.

„Gilla! Gilllaaa!“, schallte es von weit her durch den Wald.

Es war die Stimme von Madame LaBouff, ganz eindeutig. Ich gebe zu, sie war sehr gut zu hören. Aber nur über Wasser! Schnell ließ ich mich unter die glatte Oberfläche des kleinen Teiches gleiten. Sobald ich untergetaucht war, umgab mich Stille.

„Gillilillila, Gillilillila“, lockten die winzigen Seemuhren, hauchzarte Wasserwesen mit blubbernden Stimmchen. Kichernd zupften sie an meinen Haaren.

Sie wollten spielen, aber ich hatte heute keine Lust. Ich zählte, wie lange es mir gelang, die Luft anzuhalten. Als ich bei dreiunddreißig war, tauchte ich langsam wieder auf.

Bloß kein Geräusch machen ... Der Weiher war mein Geheimnis des Tages. Ich hatte ihn heute bei meinem frühmorgendlichen Streifzug entdeckt. Für ein paar Stunden gehörte er jetzt mir allein.

Ich watete noch tiefer hinein und formte meine Hände zu einer Schaufel, um die Seerosen aus dem Weg zu schieben. Träge gaben sie den Weg frei und schlossen sich direkt hinter mir wieder, zu einem dichten Teppich aus fleischigen Blättern und Blüten.

Inzwischen waren Madame LaBouffs Rufe verstummt. Jetzt hörte ich nur noch die Vögel und das Konzert der Frösche. Die Sonne strahlte vom Himmel auf das Blätterdach des Waldes und tauchte meinen geheimen See in scheckiges, grünes Licht. Mit den Füßen wühlte ich mich genüsslich durch den weichen Schlamm auf seinem Grund. Schlingpflanzen strichen mir um die Beine und die Muhren knabberten an meinen Zehen.

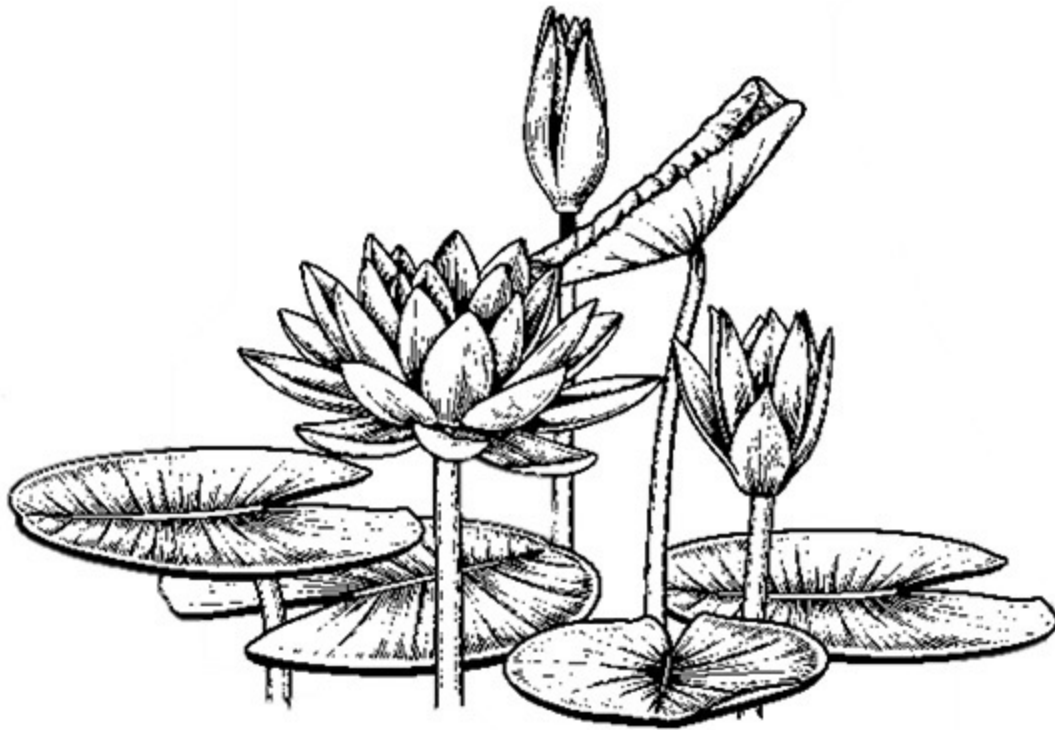
In der Mitte des Weihers wurde das Wasser so tief, dass ich schwimmen musste. Ich holte Luft und tauchte unter. Ich versuchte einen Purzelbaum, wirbelte dabei aber so viel Schlick auf, dass ich die Augen wieder schließen musste.

Ich holte abermals Luft und glitt dann in völliger Dunkelheit durchs Wasser. Meine Fingerspitzen strichen an den Wurzeln der Seerosen entlang und erspürten die haarigen Arme der Wasserfarne. Als ich wieder auftauchte, stellte ich fest, dass ein Seerosenblatt wie ein nasser Lappen auf meinem Kopf lag.

Ich ließ mich eine Weile auf dem Rücken treiben. Wenn ich den Kopf unter die Oberfläche sinken ließ, dass von meinem Gesicht nur noch Augen, Mund und Nase herausschauten, konnte ich ohne Schwimmbewegungen im Wasser liegen. Regungslos trieb ich in meinem kleinen Weiher und beobachtete, wie sich die Oberfläche des Wassers beruhigte, der Schlick absenkte und die Sonnenstrahlen wieder den Grund erreichten. Die Muhren tanzten für mich

und winkten fröhlich. Es fühlte sich gut an, wenn sie an mir entlangstreiften.

Ein kleiner Teppich aus Wasserlinsen dümpelte auf mich zu und platzierte sich genau über meinem Bauchnabel. Nach einer Weile schwamm ich zurück, um am Ufer meine Hände tief in den Schlick zu graben und meinen Körper mit wilden Kringeln und Punkten zu bemalen. Auch mein Gesicht bekam eine schlammige Kriegsbemalung, die ich anschließend im Wasserspiegel bewunderte. Dann beschloss ich, nun ausgeruht genug zu sein und wusch mir planschend und spritzend die Erde vom Körper und die Wasserlinsen aus den Haaren. Dabei verursachte ich so viel Gewoge und Gewirbel, dass sich hellgrüne Schaumwölkchen bildeten und die kleinen Teichwesen protestierend fortschwammen.



Oh, tat das gut, auf den warmen Kieselsteinen zu liegen und die Haare in der Sonne dampfen zu sehen. Ich döste ein.

Nur wenig später drang ein heiseres Krächzen in meine Sommersonnenseligkeit.

„Krah“, machte Falko schon im Anflug, bevor er sich auf meinem rechten Knie niederließ.

„Aua, das tut weh!“, schimpfte ich und schüttelte ihn ab.

Unbeeindruckt stolzierte Falko über den Kies, während ich die Dellen massierte, die seine spitzen Krallen auf meinem Knie hinterlassen hatten.

„Habe ich mir schon gedacht, dass du mich finden wirst“, maulte ich. „Ich hoffe für dich, dass du dich unauffällig vom Acker gemacht hast, sonst bist du echt ein Verräter. Oder schickt dich etwa Madame LaBouff?“

„Nein, keine Sorge, niemand ist mir gefolgt“, antwortete Falko verschwörerisch und pickte mit seinem kräftigen Schnabel interessiert auf dem Boden herum.

„Gut“, sagte ich und legte mich auf die Steine zurück.

„Wie ich sehe, bist du ja mal ausnahmsweise sauber. Gilla Sauberkind und ihr Wunderfalke, so heißt dann ab jetzt unser Auftritt.“ Falko lachte krächzend.

„Na, von mir aus.“

Ich war gerne ein Gauklerkind.

Ob sauber oder nicht.

Ich und meine bunte, durcheinandergewürfelte Familie waren nämlich fahrende Gaukler. ‚Fahrend‘ bedeutete, dass wir reisten, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und von Marktplatz zu Marktplatz. Dort bauten wir unsere Bühne auf, die Zelte und das ganze Drumherum und traten auf. Wir blieben nie lange am gleichen Ort. Höchstens zwei, drei Tage.

Wenn man mich fragen würde, wo mein Zuhause war, würde ich sagen: In der ganzen Welt.

Stell dir nur vor, ich hatte in meinem ganzen Leben noch nie in einem Haus geschlafen! Dabei war ich schon ungefähr elf Jahre alt. Leider wusste Madame LaBouff das genaue Datum meiner Geburt nicht. Madame La-Bouff nannte ich Maman. Das ist das französische Wort für Mama. Auch zu

Jolanda und Lothair sagte ich Maman. Aber keine, weder Madame LaBouff noch Jolanda noch Lothair, waren meine echte Mutter.

Denn ich war das, was man ein Findelkind nannte. Eines Tages hatte ich, bewacht von Falko, vor Madame La-Bouffs Schlafzelt gelegen, und niemand konnte sich einen Reim draufmachen, wie ich dort hingekommen war. Aber solange ich denken konnte, war es mein größter Wunsch herauszufinden, wer ich eigentlich war und woher ich damals kam.

Ich sah Falko zu, wie er unentschlossen am Ufer des Weihers entlang tippelte.

„Nun geh schon rein“, rief ich. „Du hast es auch nötig. Du bist so staubig, dass du schon grau aussiehst.“

„Ko-homm, ko-homm“, sangen die Seemuhren.

„Siehst du, ich bin nicht die Einzige, die das so sieht!“

„Du übertreibst Gilla-Kind“, krächzte Falko und zierte sich weiterhin. Er war sowas von wasserscheu!

„Du traust dich nur nicht!“, rief ich und bespritzte Falko mit den Strähnen meiner nassen Haare.

„Zu Hilfe!“, krächte er und wich rückwärts den Tropfen aus.

„Jetzt stehst du sowieso schon bis zum Bauch im Wasser, Falko. Wasch dich, du wirst dich danach wirklich besser fühlen. Denk nur an dein prächtiges, schwarzes Gefieder ...“

Weiter musste ich gar nicht reden. Falko war zwar wasserscheu, aber auch eitel bis in die kleinste Federspitze. Als er begann, sich zu putzen, räkelte ich mich wie eine schläfrige Katze. Das Bad hatte so gutgetan. Ich mochte das Gefühl von Wasser auf der Haut, auch wenn die meisten Leute zutiefst davon überzeugt waren, dass es schädlich sei, den ganzen Körper zu baden. Sie hatten Angst, das Wasser würde in die Haut eindringen und sie von innen auflösen. Ich jedenfalls steckte noch in meiner Haut und fühlte mich rundum wohl darin.

Nach einer Weile rief ich nach Falko.

„Wir müssen ins Lager zurück. Nicht auszudenken, was passiert, wenn ich das Abendessen verpasse. Jolandas köstliche Hafergrütze, urx, lecker!“



„Ich glaube, ich muss gleich speien!“, krächzte Falko bestätigend und produzierte ein paar ziemlich eklig klingende Würgeräusche.

Wir ließen uns trotzdem Zeit und so wurde es langsam kühler und die Sonne sank tiefer. Die Mücken schwärmten aus und fanden, ich sei ein gutes Opfer, deshalb beeilte ich mich, wieder in meine Kleidung zu kommen. Ich hatte sie vor dem Baden im See gewaschen und auf einem Felsen zum Trocknen ausgebreitet. Als ich den Weiher umrundete, um dorthin zu laufen, flatterte Falko mir unentwegt über

dem Kopf herum und neckte mich mit unnötigen Kommentaren:

„Gilla-Kind, auf deiner rechten Schulter sitzt eine Mücke!“

„Gilla-Kind, hier sind die Steine moosig. Nicht, dass du ausrutschst.“

„Gilla-Kind, pass auf, wo du hintrittst, das Gestrüpp ist voller Dornen.“

„Falko, was soll denn das?“, fauchte ich irgendwann. „Ich bin alt genug. Du tust gerade so, als sei ich zum ersten Mal alleine im Wald unterwegs!“

„Gilla-Kind, gib Acht, hier wächst Gift-Efeu, davon kriegst du Pusteln“, fuhr er ungerührt fort.

Ich machte einen großen Sprung über den Efeu und kam auf einem spitzen Stein wieder auf.

„Aua“, quiekte ich.

„Hoppla“, krächzte Falko.

„Hoppla? Was anderes fällt dir nicht ein? Da bemutterst du mich die ganze Zeit wie eine Henne ihr Küken, und wenn dann wirklich was passiert, sagst du Hoppla, und das war's?“

Falko landete neben mir und schüttelte sein Gefieder.

„Entschuldige. Tut es sehr weh? Brauchst du Hilfe? Soll ich dich tragen? Müssen wir den Fuß amputieren? Oder das ganze Bein?“

„Ach nein, es geht schon wieder“, erwiderte ich tapfer und wischte mir verstohlen eine Träne aus den Augenwinkeln. Falko sollte nicht sehen, dass ich weinte. Es war auch nicht wegen des Steins, der Schmerz war schon wieder fast vorbei. Nein, es ging um etwas anderes.

Immer wenn Falko mich bemutterte, wurde mir so richtig bewusst, dass ich keine eigene Mutter hatte. Auch wenn es Madame LaBouff, Jolanda und Lothair gab, tat in einem solchen Moment seltsamerweise irgendwo in meinem Körper etwas weh. Es kam immer häufiger vor, dass ich deswegen traurig wurde. Weiß der Teufel warum ich zurzeit so empfindlich war.

„Falko, untersteh dich, mich weiter zu beglücken!“ Ich setze mich auf den Felsen. „Sonst stecke ich dich zu Gack und Gock in den Hühnerstall.“

Gedankenverloren begann ich, mir die Lederlappen, die mir als Schuhe dienten, um meine Füße zu wickeln.

„Gilla-Täubchen, solltest du nicht zuerst alle anderen Sachen anziehen und die Schuhe ganz zum Schluss?“, gurrte Falko hilfsbereit und fügte schüchtern hinzu: „Oh, tut mir leid, jetzt habe ich es wohl schon wieder getan. Aber irgendjemand muss doch auf dich aufpassen.“

Seufzend wickelte ich die feuchten Lederlappen wieder ab.

„Hast ja recht, mein Freund.“

Ich blickte in Falkos schwarze Knopfaugen und streichelte sachte über sein Gefieder. Dann streifte ich meine Unterwäsche über. Das graue, ärmellose Leibchen mit den knielangen Beinen, hatte vorne eine lange Reihe von Knöpfen, von denen inzwischen jeder zweite fehlte. Es war an vielen Stellen geflickt und sah so abgewetzt und durchscheinend aus, dass es kaum mehr ein Kleidungsstück war. Darüber trug ich dunkle Beinkleider, die unten ausgefranst und an den Knien löchrig waren. Über das alte Männerhemd, das einmal Oswaldo gehört hatte, zog ich meine geliebte braune Weste, die mal jemand nach der Vorstellung liegengelassen hatte.

Die noch feuchten Haare stopfte ich unter eine Kappe, wie sie die Bauernknechte trugen, so dass nichts mehr von ihnen zu sehen war. Auch diese Kopfbedeckung hatte ich nach einem unserer Auftritte gefunden.

„Geklaut hast du sie ihm“, stellte Falko richtig, der manchmal genau wusste, was ich dachte.

„*Du* hast sie ihm geklaut!“, wehrte ich mich.

„Weil du gesagt hast, ich solle sie ihm vom Kopf schnappen“, verteidigte sich Falko.

„So etwas würde ich niiiemals sagen“, schwindelte ich. Falko tat mir manchmal solche Gefallen.

Aber das war ein Geheimnis.

Vielleicht mochte ich Geheimnisse deshalb so gerne, weil ich sonst nichts besaß, das nur mir alleine gehörte. Außer Falko natürlich. Aber der gehörte ja auch eher sich selbst.

Mann, was hatte ich heute nur für Gedanken im Kopf?

Ich begann erneut, mir die Lederlappen um die Füße zu legen. Mit einem langen Band aus geflochtenem Rosshaar umwickelte ich das Leder so lang, bis es meinen Fuß fest umschloss. Die Rosshaare hatte ich dem Schweif von Burga zu verdanken, die unser Lastpferd, Kutschpferd, Dressurpferd, Zirkuspferd, Zugpferd und Reitpferd in einem war. Ich war die Einzige, die es hinbekam, ihr für den Auftritt die Mähne und den Schweif zu flechten. Dafür musste ich sie natürlich vorher gründlich striegeln und konnte dann die ausgekämmten Haare sammeln.

War es nicht wunderbar, dass man so Vieles auch zu etwas Anderem verwenden konnte? Oder wie Madame LaBouff immer sagte, wenn sie mit ihrem Wasserflaschenorakel auftrat: „In fast allem steckt ein bisschen Magie.“

Was ich am magischsten fand, waren Buchstaben. Es gab sie in klein und groß, schmal und breit, rund und spitz.

Jedes Zeichen für sich genommen ergab überhaupt keinen Sinn. Zusammen, als Worte gelesen, hatten sie jedoch die Kraft, eine Geschichte zu erzählen. So eine wie meine.

„Du siehst aus wie ein Junge“, unterbrach Falko missbilligend meine Gedankenreise und flatterte auf meine Schulter.

„Dann ist ja gut“, antwortete ich zufrieden. „Und du siehst aus wie eine Krähe.“

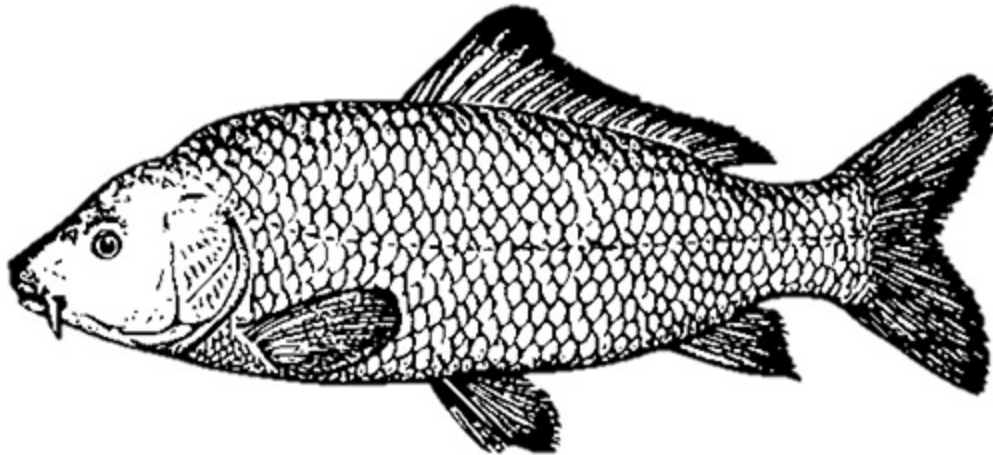
„Dann ist ja gut“, antwortete Falko ebenso zufrieden und knabberte an meinem Ohr. „Aber das ist nur Tarnung, genau wie bei dir. In Wirklichkeit bin ich ein verzauberter Turmfalke!“

„Und was bin ich in Wirklichkeit?“, fragte ich, doch Falko antwortete nicht, sondern rieb nur seinen Kopf an meinem

Hals.

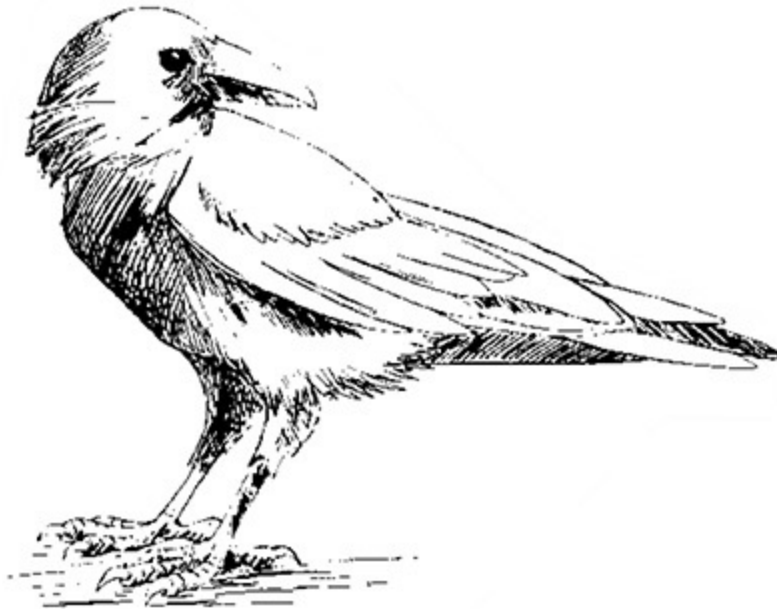
Seufzend hängte ich mir den Weidenkorb über den Arm, den ich im Gebüsch versteckt hatte und machte mich auf den Heimweg.

Die beiden fetten Karpfen, die darin lagen, dämpften ein wenig das schlechte Gewissen, das mich wegen meines unerlaubten Ausfluges plagte.



Kapitel 2

Herzlich willkommen im Reich der Gaukler



Ich lief den Trampelpfad entlang, den ich mir am Nachmittag durch den Wald gebahnt hatte. Die umgeknickten Farnwedel und Gräser hatten sich inzwischen fast wieder völlig aufgerichtet, und der Pfad war kaum mehr zu erkennen.

„Flieg voraus, Faultier“, sagte ich, pflückte Falko von meiner Schulter und warf ihn sachte in den Wind.

Falko schwebte wie ein Wegweiser vor mir her. Ich rannte durch den Wald. Es duftete nach Tannenholz, Moos und wilden Heidelbeeren.

Mit ausgebreiteten Armen segelte ich Falko hinterher. Dabei fühlte ich mich leicht und unbeschwert und pumpte so viel würzige Waldluft in mich hinein, bis ich zu platzen glaubte. Mit einem jubelnden Schrei stieß ich die Luft wieder aus.

Nach einer Weile führte der Pfad aus dem Wald hinaus, und unser Gauklerlager kam in Sicht. Ich konnte das Fähnchen auf der Bühnenspitze erkennen. Wild flatterten die langen, ausgefranst Spitzen des Wimpels im Wind. Bravo! Alle waren fleißig gewesen, während ich den Nachmittag verbummelt hatte.

Im Schutz der Bäume umrundete ich das Lager und pirschte mich von hinten an. Sobald ich meine Beute abgestellt hatte, wollte ich mich unauffällig unter die zuströmenden Menschen mischen und so tun, als sei ich schon seit einer ganzen Weile wieder zurück. Deshalb schlich ich geduckt um den Pferdewagen herum, mit dem wir unsere Bühne und die Zelte transportierten.

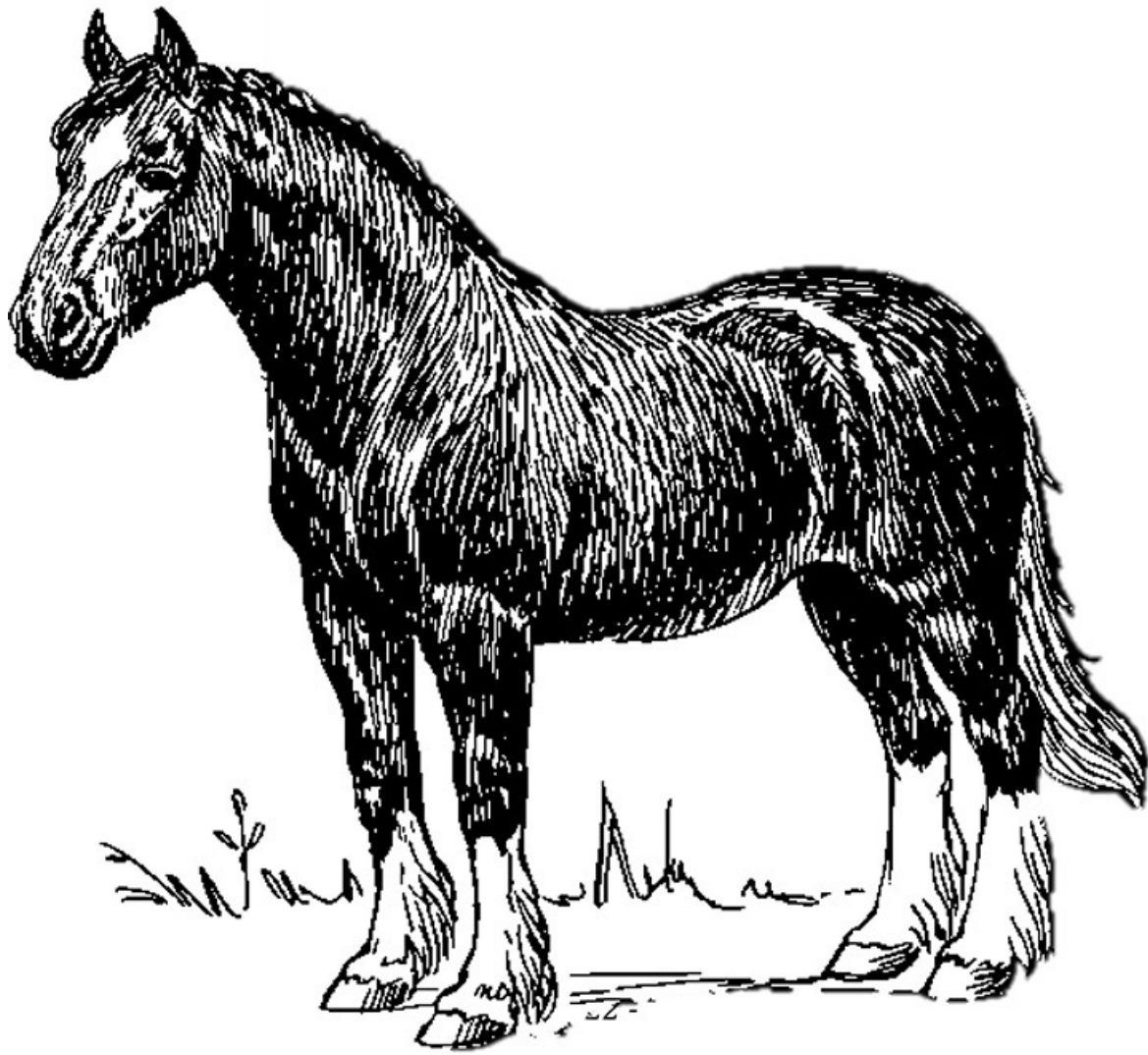
Burga graste auf einem kleinen Flecken Wiese und schnaubte leise. Heute würde sie keinen Auftritt haben, denn sie lahmte ein wenig, und wir hatten beschlossen, sie zu schonen.

Unsere Feldküche stand neben den Schlafzelten. Doch Küche war wirklich zu viel gesagt, es handelte sich nur um eine große Holzkiste mit Deckel und einen groben Tisch, auf dem sich allerlei verbeultes Kochgeschirr türmte.

Über dem Feuer, das bis zur Glut runtergebrannt war, hing an einem Gerüst ein Topf mit Wasser, in dem ein paar Kartoffelschalen schwammen.

„Eigenartiges Abendessen“, murmelte ich.

Mein Magen knurrte. Unter meinem Hemd holte ich das Lederband mit dem Schlüssel für die Vorratskiste hervor. Unsere Lebensmittel waren bestimmt besser gesichert, als die Juwelen des Kaisers! Frag mich lieber nicht, woher ich den Zweitschlüssel für die Vorratskiste hatte, ich will nicht schon wieder einen Diebstahl gestehen müssen ...



Rasch öffnete ich das schwere Vorhängeschloss und stellte den Korb mit den beiden Karpfen hinein. Nur um es zu erwähnen: Sonst war nichts weiter drin, als ein kleines Säckchen mit Salz und ein harter Laib Brot, der von einer dünnen Schicht grauweißen Schimmels überzogen war. Ich brach mir ein Stück ab und entfernte den Schimmel, so gut es ging.

„Auf Wiedersehen, bis nachher über dem Feuer, Fischchen. Ihr zwei Glubschaugen werdet ein Festessen ...“

Sorgfältig verschloss ich die Truhe. Wem immer der Weiher gehörte, er würde den Verlust der beiden trägen Tiere erst feststellen, wenn wir schon über alle Berge waren.

Der Platz vor dem Podium füllte sich unterdessen mit den Bewohnern des Dorfes. Neuigkeiten verbreiteten sich in Windeseile. Und Gaukler mitten auf der Dorfweiese waren sowieso immer eine Attraktion.

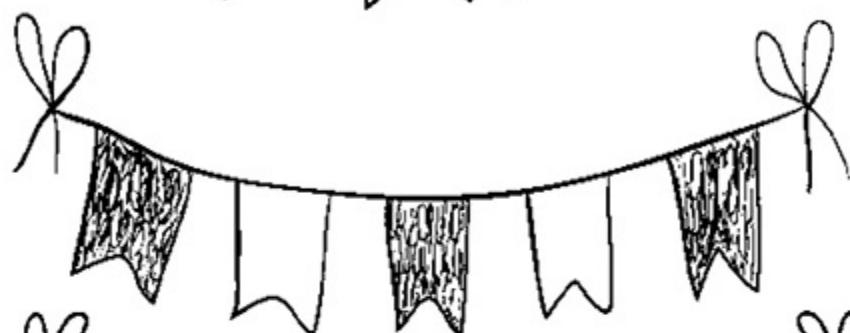
Eine ausgelassene und fröhliche Stimmung lag in der Luft. Die Menschen liebten unser Spektakel. Kinder tobten herum, junge Leute lachten miteinander. Die Frauen standen wie üblich in Gruppen beisammen und plauderten. Ab und an stecken sie die Köpfe so nah zusammen, dass sich beim Tuscheln ihre Häubchen berührten. Die Männer lachten über ihre Scherze und klopfen sich gegenseitig grob auf die Schultern, während sie braunen Kautabaksaft ins Gras spuckten. Und jedes Mal, wenn ich die Vorfreude der anderen spürte, durchfuhr auch mich ein aufgeregtes Prickeln.

Der Große Oswaldo, der Direktor unserer Gruppe, stakste bereits auf seinen Stelzen durchs Publikum. In Wirklichkeit war er kleinwüchsig und reichte mir kaum bis zur Nase, aber auf seinen Stelzen überragte er selbst den Wimpel auf der Bühnenspitze. Und der war bestimmt drei Mann hoch! Für Oswaldos Beinkleider hatte Dix, der Dieb, in fünf verschiedenen Dörfern die Bettlaken von den Wäscheleinen geklaut.

„Ah!“ und „Oh!“, machten die Leute, wenn Oswaldo sich so hinstellte, dass zwischen seinen Beinen zwei ausgewachsene Bauern Platz fanden. Die Kinder kicherten und spickten Oswaldo unter die Hosenbeine, um sich davon zu überzeugen, dass die langen Beine wirklich nur Holzstelzen waren.

„Hoch verehrtes Publikum ...!“, dröhnte seine tiefe Stimme über die Menschenansammlung. So klein Oswaldo auch war, seine Stimme klang dunkel und tönend, als ob sie

direkt aus den schwärzesten Höllentiefen emporstieg. Manchmal begannen meine Kopfhaut zu kribbeln, wenn ich sein schallendes Lachen hörte. „Wir bitten Euch nun, den Eintritt zu entrichten!“, fuhr Oswald fort.





Er spazierte zwischen den Schaulustigen hindurch und blieb immer wieder stehen. Unten an seinen Hosenbeinen waren mehrere Taschen aufgenäht. Dort warfen die Dorfbewohner ihre Geldmünzen hinein.

Oswaldo stakste und grollte unermüdlich: „Männer und Frauen, Mägde und Knechte, Knaben und Mädchen, wer etwas erleben möchte, gebe eine Münze oder auch zwei oder drei. Erst wenn meine Hosenbeine durch Eure Gaben so schwer geworden sind, dass sie herab rutschen und mein haariger Hintern zu sehen ist, dann, erst dann kann die Vorstellung beginnen!“

Die Frauen kreischten überrascht auf, wenn Oswaldo das mit dem ‚haarigen Hintern‘ sagte, während die Männer grölten. Schnell wurde noch die eine oder andere Münze in seine Taschen gesteckt. Erst wenn Oswaldo das Gefühl hatte, seine Hose sei nun wirklich schwer genug, ging er mit großen Schritten durch das Publikum hindurch und stellte sich hinter der Bühne auf.

Es sah nun so aus, als stehe er auf dem Bühnendach, weil die Rückwand des Podiums seine Stelzenbeine verdeckte. Oswaldo hielt sich an dem Fähnchen fest, was den Eindruck noch verstärkte. Dann stieß er sein tiefes, ansteckendes Lachen aus.

„Hahahahahooo! Meine Damen und Herren, herzlich willkommen im Reich der Gaukler, wo nichts ist, wie es scheint, und alles anders ist, als Ihr erwartet. Die Vorstellung beginnt in wenigen Minuten.“

In den aufbrandenden Applaus rief eine mutige Stimme: „Kriegen wir nun deinen haarigen Hintern zu sehen, oder nicht?“

Egal, wo wir gastierten, irgendjemand stellte diese Frage immer. Oswaldo hatte verschiedene Antworten parat.

„Hier ist ein Spiegel, wenn du einen haarigen Hintern sehen willst, dann lass doch selbst die Hose runter und sieh ihn dir an, guter Freund“, rief er diesmal und die Leute grölten.

Ich mischte mich unters Volk und lauschte den Gesprächen. Von der Menge wurde ich mal hierhin, mal dorthin geschoben. Schließlich stand ich direkt vor unserer kleinen Bühne. Es herrschte eine gespannte Erwartung. Noch waren die Vorhänge geschlossen.

Doch ich wusste genau, was gerade dahinter geschah: Jolanda turnte sich warm und machte Dehnübungen. Sie hatte den ersten Auftritt in unserem Programm. Nun sah ich, wie sich der Vorhang kurz öffnete und Madame LaBouff ihren Kopf hindurch steckte. Ich wusste, dass sie nach mir Ausschau hielt, und als ich nun direkt vor ihr stand, konnte ich es mir nicht verkneifen, „Buh!“ zu sagen.

Maman bekam einen kurzen Schreck, sagte so etwas wie „Humpf“ und zog mit einem zufriedenen Grunzen den Vorhang wieder zu.

„Sie ist da“, hörte ich sie den anderen mitteilen.

Rechts und links neben der Bühne standen zwei kleine Zelte. Am Morgen nach der Vorstellung würde Madame LaBouff in einem davon den Leuten die Zukunft mit ihrem Flaschenorakel voraussagen, während mir das andere Zelt als Schreibstube diente.

Inzwischen war es dunkel geworden und Grimbert hatte hinter der Bühne die Fackeln entzündet. Der Schimmer ließ den Vorhang geheimnisvoll aufglühen und die Leute wurden ruhiger.

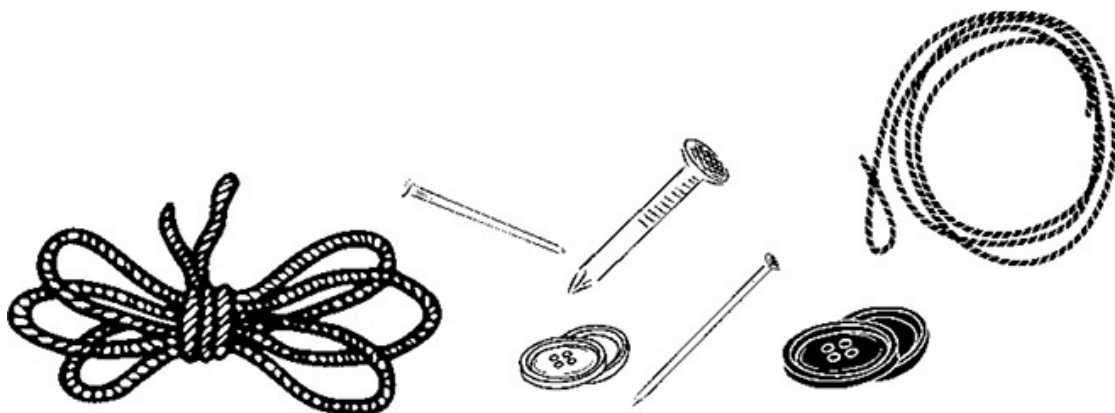
Dass die Vorstellung schon längst begonnen hatte, war ihnen nicht bewusst, denn keiner achtete auf Dix, den Dieb, der leise und unauffällig durch die Menschengruppchen

schlich und seine Finger überall hatte ... Geldbeutel, Börsen, Säckchen, Kautabakdosen, Pfeifen, Kämme und Taschenmesser schienen sich in Luft aufzulösen. Alles wanderte still und unbemerkt in die Innentaschen seines Wamses. Selbst die Lederriemen, mit denen viele Dorfbewohner ihre Geldbeutel an den Gürtel banden, durchtrennte Dix unbemerkt mit einem scharfen Messerchen. Er stahl den Frauen die Umschlagtücher, den Männern die Gürtel und den Burschen die Mützen. Er war flink, leise und völlig unauffällig.

Ich beobachtete ihn bei seiner Arbeit. Mir war immer mulmig dabei, denn ich hatte Angst, dass ihm irgendwann jemand die Klauerei übelnehmen könnte.

Doch am Ende, kurz bevor alle wieder nach Hause gingen, breitete Dix sein Diebesgut auf einem großen Tisch aus. Dort konnten es sich die Dorfbewohner für wenige Groschen wieder zurückkaufen. Geldbeutel, Börsen und Schmuck waren am teuersten. Danach kamen Damensachen, Tücher, Pfeifen und Haarkämme. Nur Schnüre, Nägel, Haken und sonstiger, wertloser Kleinkram, den die meisten Männer lose in den Taschen hatten, behielt Dix für sich.

Aus diesem Grund gab es auch einen gut sichtbaren Anschlag für all diejenigen, die lesen konnten.



**„Nehmt euch in Acht vor Dix, dem Dieb.
Gestohlene Gegenstände sind gegen geringe
Gebühren auszulösen“ .**

Für die Leute, die des Lesens nicht mächtig waren, hatte ich Symbole dazu gezeichnet. Jeder, wirklich jeder war gewarnt. Doch die wenigsten glaubten, dass es Dix tatsächlich gelingen würde, sie zu bestehlen. Wirklich, sie höhnten noch, während Dix ihnen den Beutel aus dem Wams stahl.

Oh, wie herrlich verblüffte Gesichter machten sie, wenn sie in ihre leeren Taschen griffen oder ihre eigene Geldbörse auf Dix' Gabentisch entdeckten.

Dennoch war Dix mir irgendwie unheimlich. Er sah mir nie direkt in die Augen, und ich hatte das Gefühl, dass er etwas vor mir verbarg. Aber er schien stets ein wachsames Auge auf mich zu haben. Und noch nie, wirklich niemals hatte er mir etwas gestohlen. Ich wusste nicht, warum. Denn um in Übung zu bleiben, klaute Dix den anderen aus der Gruppe alles, was nicht festgenagelt war. Er konnte einfach nicht anders und gab es ihnen am nächsten Tag wieder zurück.

Doch für heute war Dix mit seinem Streifzug fertig und verschwand hinter der Bühne.

Die offizielle Vorstellung konnte beginnen.

Kapitel 3

Ein Raunen geht durch die Menge



Bis mein eigener Auftritt begann, konnte ich tun und lassen, was ich wollte. Und weil ich hinter der Bühne nur im Weg herumstand, wie Jolanda immer nörgelte, sah ich mir das Spektakel als Zuschauerin an.

Falko saß dabei auf meiner Schulter und knabberte an meinem Ohrläppchen. Das fiel den Leuten auf, sie stießen sich an und nickten in meine Richtung. Doch für weiteres Getuschel blieb keine Zeit, denn der Vorhang wurde zur

Seite gezogen. Ein Raunen ging durch die Menge, als die Schaulustigen sahen, was sich auf der Bühne tat.

An einem langen Seil, das von der Bühnenspitze bis auf den Boden reichte, hing Jolanda mit dem Kopf nach unten. Sie schien zu fliegen. In ihrem durchscheinenden Gewand aus zarter, rosafarbener Seide sah sie vollkommen schwerelos aus. Langsam begann sie sich zu drehen. Dadurch geriet das Seil in Schwung und Jolanda wirbelte im Kreis herum. Immer schneller und schneller drehte sie sich am Tau. Sie breitete die Arme aus, und die luftigen, fächerförmigen Ärmel ihres Kleides entfalteten sich wie die Flügel eines Schmetterlings, der sich aus seinem Kokon befreit.

Dann drehte sie sich blitzschnell und kletterte noch ein wenig höher am Seil hinauf. Wieder brachte sie es zum Schwingen, hakte nur einen Fuß und eine Hand hinein und wirbelte um ihre eigene Achse. Die Fackeln erleuchteten ihre wehenden Röcke, und die bunten Pailletten ihres Oberteils sprühten Funken im flackernden Licht.

Die Zuschauer waren atemlos vor Überraschung. Niemand hatte wohl eine so anmutige Darbietung erwartet. Doch Jolanda war noch nicht fertig. Grimbert, der mit seinen Instrumenten im dunklen Seitenteil der kleinen Bühne hockte, trommelte einen Wirbel und steigerte damit die Spannung.

Jolanda glitt langsam das Seil hinab, bis sie auf der Bühne stand. Blitzschnell wickelte sie es dann so um ihren Körper, dass sie sich selber damit aufrollte. Stück für Stück hangelte sie sich spinnengleich nach oben. Als sie unter der Kuppel der Bühne schwebte und ihr Kostüm im Wind wehte, steigerte Grimbert seinen Trommelwirbel und beendete ihn mit einem einzigen, ohrenbetäubenden Schlag. In derselben Sekunde öffnete Jolanda ihre Hände und ließ das Seil los!